

Prof. Dr. Arnulf von Scheliha

**Predigt im Gottesdienst am 8. Sonntag nach Trinitatis (7. August 2022) in St. Marien,
Osnabrück**

Epistel: Eph 5, 8b-14

Evangelium: Mt 5, 13-16

Liebe Schwestern und Brüder,

auch in diesem Gottesdienst erbitten wir von allen Teilnehmer*innen eine, nein eigentlich zwei Gaben. Die Kollekte ist heute bestimmt für die „Diakonie als Rettungsanker“, der sie in diesem Fall insbesondere für Wohnungssuchende und Straffällige sein soll. Dazu sollen die Aufgaben der Bahnhofs- und der Seemannsmission unterstützt werden. Neben dieser Kollekte, die vom Kirchenvorstand im Einvernehmen mit der Landeskirche und der EKD festgelegt wird, wird um eine Gabe für die Erfüllung gemeindlicher Aufgaben gebeten.

Dieser Brauch im Gottesdienst, Geld zu sammeln, ist tief verwurzelt in der Geschichte des Urchristentums. Schon der Apostel Paulus hat bei seinen Missionsreisen nach Europa eine Kollekte erbeten. Sie war für die Armen in der Jerusalemer Gemeinde bestimmt und höchstwahrscheinlich hat er sie persönlich dort abgeliefert. Das Urchristentum verstand die Kollekte wie wir als Teil des Gottesdienstes. Sie steht für die Einheit der Kirche (deshalb: „Jerusalem“) und gehört liturgisch zu den Fürbitten, bei denen wir uns vor Gott für unsere Mitmenschen und für die Welt öffnen und ihr Schicksal der fürsorglichen Begleitung Gottes anheimstellen. Zugleich leisten wir einen – wenn auch nur symbolischen – Beitrag, indem wir die Kirche, die Welt, unsere Mitmenschen mit einem Teil unseres Eigentums unterstützen. Wort und Tat kommen zusammen.

Christinnen und Christen haben diese Tradition aus dem Judentum übernommen. Wir kennen sie auch aus dem Islam, wo der Zakat, die sog. Armensteuer, zu den fünf Säulen gehört, zu denen Muslime und Muslimas verpflichtet sind. Eine solche Spende- und Gebe-Bereitschaft zeichnet wohl *alle* Religionen aus. Denn indem wir unsere Sinne von uns weg auf Gott richten, kommen uns die anderen Menschen nahe und so versuchen wir, dieser Nähe durch Fürbitte und Wohltätigkeit Gestalt zu geben.

Der biblische Text, der uns heute zur Predigt aufgegeben ist, knüpft an diese Tradition an – und stellt dann eine peinliche Rückfrage an uns.

Predigttext: Mk 12, 41-44

Diese Szene spielt im Jerusalemer Tempel. Im Erzählzusammenhang des Markusevangeliums befindet sich Jesus seit dem Ende des elften Kapitels innerhalb der großen Tempelanlage der Hauptstadt. Dort hat er den ganzen Tag über mit Pharisäern, Schriftgelehrten und Sadduzäern Streitgespräche geführt und zu seinen Jünger*innen in Gleichnissen gesprochen. Jetzt, womöglich ist es Abend geworden, hat er (endlich) Platz genommen. Aber er ruht sich nicht aus, sondern setzt sich – wie es heißt – „dem Gotteskasten gegenüber“, um zu beobachten, „wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten“.

Wir bemerken zweierlei: *Einmal* finden wir hier einen neutestamentlichen Beleg dafür, dass auch im Jerusalemer Tempel von den Gläubigen Geld gesammelt, Spenden erbeten wurden. Bei dem „Gotteskasten“ handelte es sich wohl um einen der sieben „Opferstöcke“, wie man früher sagte. Die religionsgeschichtliche Tradition, von der eben die Rede war, wurde also auch hier gepflegt.

Sodann, man muss es leider so sagen, verhält sich Jesus ziemlich indiskret. Ich erinnere mich noch genau daran, dass mir meine Eltern bei meinen ersten Gottesdienstbesuchen eingeschärften, *nicht* hinzuschauen, wenn die Kollekte eingesammelt wurde: „Guck da nicht so hin!“, zischte meine Mutter leise, wenn meine Augen doch mit dem Klingelbeutel wanderten. Und mein Vater hatte sogar eine gewisse Kunstfertigkeit darin entwickelt, seine Gaben so aus dem Portemonnaie in seine Faust zu befördern, dass ich im Grunde bis heute nicht weiß, welchen Betrag er der Kollekte in unserem Namen beisteuerte. Das war bürgerliche Diskretion pur! Ganz anders nun Jesus. Er macht genau das, was wir nicht machen oder machen sollen bei der Kollekte: Er schaut genau hin und das ist – gelinde ausgedrückt – unkonventionell. Was beobachtet er? Er sieht, wie es heißt, dass „viele Reiche viel ein[legten]“. Und er registriert, dass „eine arme Witwe [...] zwei Scherflein ein[legt].“

Jetzt wird Jesus gleich das tun, was meine Eltern von mir befürchteten, nämlich diesen Vorgang laut kommentieren. Aber vorher sei geklärt, was eigentlich ein „Scherflein“ ist. Dieser Begriff hat der Geschichte in unserer Luther-Bibel ihren Namen gegeben: „Das Scherflein der Witwe“. Damit übersetzt Luther das griechische Wort *Lepta*. Es handelt sich um die kleinste Münzeinheit, deren Summe der Evangelist Markus in eine römische Einheit (*Quadrans*) umgerechnet hat. Luther übersetzt: „Das ist ein Heller“. – Nun ist es schwer, diese antiken Münzwerte in die Gegenwart zu übertragen. Klar ist, dass es sich um einen kleinen Betrag gehandelt hat. Man könnte vielleicht sagen: Sie gab zwei 50 Cent-Stücke, das sind zusammen 1 EUR. Wichtig ist, dass es dem Erzähler darauf ankam zu betonen, dass die arme Witwe zwei Geldstücke gespendet hatte, obwohl sie leicht hätte eins für sich behalten können.

Dies wird nun für Jesus zum Anlass, seine Jünger herbeizurufen und seine Beobachtungen zu kommentieren. „Wahrlich ich sage euch: diese arme Witwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt als alle, die etwas eingelegt haben. Denn sie haben alle von ihrem Überfluss eingelegt. Diese aber hat von ihrer Armut ihre ganze Habe eingelegt, alles, was sie zum Leben hatte.“

Liebe Schwestern und Brüder,

mit diesen Worten spricht Jesus das peinliche Thema an, das wir eigentlich gerne vermieden hätten. Wieviel sollen wir geben? Und klar (und ebenso peinlich für uns) ist, dass die Witwe in Jesu Kommentar gut wegkommt. Modern gesprochen: Jesus bewertet das Spende-Verhalten qualitativ und kommt zu dem in quantitativer Hinsicht paradoxen Ergebnis, dass die arme Witwe mehr gegeben hat als die vielen Reichen. Dann endet sein Kommentar.

Mit diesem Kommentar steht Jesus übrigens nicht allein. Aus der buddhistischen Tradition sind ähnliche Anekdoten überliefert. Eine davon geht so:

„Eine Witwe kommt in eine religiöse Versammlung, erbettelt sich da etwas Speise und sagt dankbaren Herzens: ‚während andere kostbare Dinge geben, kann ich Arme nichts geben.‘ Doch da fällt ihr ein, dass sie noch zwei Kupferstücke besitzt, die sie vorher auf einem Misthaufen gefunden hat. Mit Freuden opfert sie diese als Gabe für die Priesterschaft. Der Oberpriester, welcher [...] die Beweggründe des menschlichen Herzens durchschaut, achtet nicht auf die reichen Gaben anderer, sondern nur auf das gläubige Gemüt der armen Frau und singt zu ihrer Ehre ein Lied. Das tut ihr wohl und sie sieht nun selbst ein, dass ihre Tat ebenso ins Gewicht fällt, als wenn

ein Reicher all seine Schätze wegschenkt. Dann singt sie auch und äußert den Wunsch, dass ihre gute Tat belohnt werden möge. Ihre Bitte wird erhört, denn schon auf dem Rückweg begegnet ihr der König des Landes, welcher von dem Begräbnis seiner Frau zurückkehrt, und erhebt sie zu seiner Gemahlin.“ (G.A. van den Bergh van Eysinga, Indische Einflüsse auf Evangelische Erzählungen, Göttingen ²1909, S. 51f).

Die Ähnlichkeit beider Geschichten springt ins Auge, auch die gemeinsame Botschaft: Die Gabe einer armen Witwe wiegt genauso viel, ja sogar mehr als die einer wohlhabenden Person. Aber: In der Geschichte aus unserem Neuen Testament fehlt die märchenhaft ausgemalte Belohnung, durch die die Witwe von ihrer Armut befreit wird. Jesus belässt es bei seiner Feststellung, dass weniger in diesem Fall „mehr“ bedeutet. Die arme Witwe wird gelobt, aber sie bleibt arm.

Und es fällt auch kein kritisches Wort gegen die Reichen. Wir dürfen diese Geschichte nicht verwechseln mit jener Passage aus der Bergpredigt, in der Jesus die „Heuchler“ kritisiert, die sich öffentlich und lautstark ihrer großzügigen Spende rühmen. Dort mahnt Jesus: „Wenn du aber Almosen gibst, so lass deine linke Hand nicht wissen was die Rechte tut, auf dass dein Almosen verborgen bleibe.“ (Mt 6, 3f.) Also hat mein Vater doch alles richtig gemacht... Aber um diese „demüthiger Stille“ (wie Schleiermacher einmal sagte), mit der wir nach der Bergpredigt spenden sollen, geht es in unserer Geschichte nicht. Alle, die hier in den Opferstock einlegen, tun es offenbar kommentarlos und demütig. Jesus betont nur den Mehrwert des Opfers der Witwe. Aber die Gaben der Reichen werden dadurch nicht wertlos.

Vielmehr können alle Gaben als Ausdruck der christlichen Liebe verstanden werden, über die Jesus tagsüber mit den Pharisäern und Schriftgelehrten diskutiert hatte (vgl. Mk 12, 29ff). Die Liebe ist das größte Gebot und allem vor- oder übergeordnet. Sie bindet Arme und Reiche zusammen, macht sie vor Gott gleich und als Liebende reich. Aus unserer Geschichte lernen wir, dass die Ausübung der Liebe nicht an ein bestimmtes Maß an Besitz geknüpft ist. Die Liebe kennt keine unantastbaren Eigentumsrechte und Besitzverhältnisse, sondern bestimmt und begrenzt auch das Eigentum. Man gibt etwas weg, um anderen zu helfen.

Mit dem Fall der Witwe zeigt Jesus auf, dass man dabei auch an die Schmerzgrenze kommen kann. Für die Witwe folgt aus ihrer Spende eine reale Einbuße ihrer Lebensqualität, die eben jene Wohlhabenden, die vom Überfluss spenden, nicht hinnehmen müssen. Auf diese Schmerzgrenze will Jesus wohl hinaus, dafür lobt er sie. Aber er fordert seine Jünger nicht dazu auf, diese Schmerzgrenze immer und bei jeder Gabe erreichen oder überschreiten zu sollen. Er weist nur darauf hin, dass diese Schmerzgrenze mitunter erreicht wird. Weil im Neuen Testament von einer Belohnung nichts erzählt wird, gehört zur Botschaft dieser Geschichte auch, dass diese Schmerzgrenze ausgehalten werden muss.

Das empfinde ich nun doch als aktuell: In diesen Tagen, wenn wir in den Nachrichten von den erforderlichen Einsparungen bei Gas und Strom lesen, wenn wir Preiserhöhungen für Energiekosten ertragen und den Einkommensverlust durch Inflation hinnehmen müssen, dann schauen wir mit bangem Blick in den Winter und was auf uns zukommen wird. Spätestens dann wird für viele Menschen eine Schmerzgrenze erreicht und überschritten sein. Der Vergleich mit unserer Geschichte ist gar nicht so weit hergeholt. Denn die Kostenexplosion, die wir gerade erleben, ist ja eine Folge unserer politischen Solidarität mit dem Volk der Ukraine, das unter die russischen Räuber gefallen ist. Solidarität ist die politische Form der Liebe. Dieser Solidarität mit der Ukraine haben wir zugestimmt und nun kommen wir – vielleicht nicht alle, aber doch viele – an eine Schmerzgrenze. Wir büßen reale Lebensqualität ein, wenn wir kürzer duschen, unsere Wohnungen nur noch auf 18 Grad heizen, für Treibstoff sehr tief ins Portemonnaie greifen müssen

und uns bestimmte Dinge nicht mehr leisten können. Insofern erinnert diese Geschichte vom „Scherlein der Witwe“ daran, dass Wohltätigkeit und Solidarität nicht immer, aber manchmal eben auch mit Entbehrungen verbunden sind und dass diese Entbehrungen auch uns treffen können. Und so wenig die Witwe sich ein Scherlein wieder aus dem Gotteskasten zurückholen würde, so wenig sollten wir in der Jetztzeit vergessen, aus welchen guten Gründen wir die Sanktionen gegen Russland verhängt haben, auch wenn deren Folgen uns nun an eine Schmerzgrenze führen. Vielleicht kann uns die Geschichte vom Scherlein der Witwe dabei helfen, diese Situation anzunehmen und auszuhalten.

Aber zur christlichen Liebe gehört selbstverständlich auch, dass wir jetzt auch neue Formen der Binnensolidarität benötigen, um die Folgen dieser Entbehrungen in unserem Lande abzufangen und die Menschen, denen die Entbehrungen sehr weh tun, zu unterstützen. Daran wird politisch gearbeitet und unsere Kirchen, unsere Diakonie und unsere Gemeinden werden das ihre dazu tun. Unsere heutige Kollekte kann dafür schon einen kleinen Beitrag leisten.

Dass einige Formen der Liebe und Solidarität an die Schmerzgrenze führen, muss die anderen Formen der Hilfs- und Gebebereitschaft nicht diskreditieren. Überhaupt muss das Erreichen der Schmerzgrenze gar nicht der Normalfall christlicher Hilfsbereitschaft sein. Im Gegenteil: In der ethischen Lehrtradition wurde immer die Auffassung vertreten, dass die Hilfe, die wir leisten können und sollen, unsere eigene Lebens- und Arbeitsfähigkeit in der Regel nicht beeinträchtigen soll und darf. Wohltätigkeit bedeutet keine Pflicht zur Selbstenteignung. Aber, so die Botschaft Jesu, es kann in Einzelfällen in diese Richtung gehen, weil die Liebe an den Grenzen der Eigentumsrechte nicht Halt macht.

Insgesamt eröffnet sich also in dieser Geschichte ein großer Spielraum für die Spenden. Das Befreiende daran ist: Es werden keine Rechenspiele angestellt. Die Liebe rechnet nicht, sie gibt einfach. Die Bandbreite ist groß: Sie geht vom Abschmelzen des Überflusses hin zum Erreichen jener Schmerzgrenze. Wir dürfen selbst entscheiden, wieviel wir geben. Dabei dürfen wir darauf vertrauen, dass nicht unsere Nachbarn, sondern nur Gott uns dabei zuschaut. Amen